

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

12. Mittwoch, am 10. Februar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Novellen und Erzählungen aus den hinterlassenen Papieren der Frau Amalie Bezeredy. 2 Bände. Pesth, Verlag von Gustav Heckenast. 1840.

Die Erzählerin scheint bei Abfassung ihrer Novellen nur auf Berücksichtigung ihrer Mitschwester gezählt zu haben, zu welcher Meinung uns die zarten Tendenzen und moralischen Stoffe des Inhaltes verleiten; sie wollte sich mehr sympathischen Gefühlen belehrend mittheilen, als unterhalten. Es gereicht ihr aber um so mehr zum Ruhme, in mehreren der vorliegenden Novellen auch letzteres bezweckt zu haben. Die schönste Tendenz jeder Lektüre ist unstreitig die belehrende. Wie viel Maximen, Lebensregeln und praktische Erfahrungen im Bereiche der Ethik sind nicht auf verschiedenen Wegen in das empfängliche Frauenherz eingeführt worden? Warum sollten uns Novellentitel, wie: „die Pädagogen,“ „die Mädchenschule“ und „die Schicksalschule“ als pedantische Anmelde-Kouriere vor dem Tempel der ächt weiblichen Sittlichkeit erscheinen, die uns etwa abschrecken dürften, uns darin umzusehen, weil wir vielleicht nur Alltägliches gewahren könnten? Wie das Leben selbst, so gestaltet sich auch die Sittlichkeit, die uns dasselbe angenehm machen soll, vielfältig. Wir sollen sie nach der Individualität des natürlichen Temperamentes moduliren und mit der frühesten Erziehung dem Kinde anpassen, Formen und Zuschnitte wählen, die seiner geistigen Haltung angemessen sind. Man muß gestehen, daß die achtungswürdige Novellistin in dieser Beziehung Beherzigungswerthes geliefert. Das Buch ist, ich möchte sagen, ein umfassendes Repertorium angewandter Moral und Sittlichkeit, auf eine anziehende Weise dargestellt, und eben weil die Verfasserin ein solches Repertorium zu liefern beabsichtigte, ist es auch zu benachlässigen, wenn auf Kosten eines praktischen Nutzens hie und da das Poetische minder beachtet wurde, und es mußte, von dieser Ansicht ausgegangen, sich in mancher dieser Novellen so gestalten, daß einzelne Personen und Charaktere weit mehr interessiren, als die Schürzung und Lösung ihres Schicksalsknotens. — In Schilderung weiblicher Charaktere, in Zeichnung des Familien- und Still-Lebens hat die geschätzte Autorin viel Vorzügliches geliefert. Weit mehr Sorgfalt scheint die Verfasserin auf Charakterisirung

des gereiften Mannes, als wie auf jene des Jünglings verwendet zu haben, und auch dieser Umstand bestärkt uns in der Meinung, daß es der Verfasserin mehr um Sitten-skizzen, um einen unbehängten Spiegel der reinen Moral, als um Unterhaltung zu thun war. Darstellung und Styl sind überall klar und bestimmt und in der brieflichen Novelle stellenweise ausgezeichnet. Im Einzelnen wurden wir von der „Mädchenschule,“ der „Brautschau“ und der „Cäcilie“ sehr angeregt, und fanden, daß unsere Schriftstellerinnen in der Pingschiedenen einen höchst bedeutenden Verlust erlitten.

Die Ausstattung des Werkes trägt das Gepräge der Schönheit und Korrektheit aller Verlagsartikel der geachteten Heckenast'schen Buchhandlung, und es steht zu erwarten, daß dieser höchst interessante Novellen-Cyklus keiner Bibliothek fehlen werde. P.

Erzählungen von allen Farben. Von J. J. Castelli. Wien, bei Tandler und Schäfer. 1839 und 1840. I. Bändchen: 234 Seiten. II. Bändchen: 190 Seiten. III. Bändchen: 194 Seiten. IV. Bändchen: 223 Seiten. V. Bändchen: 224 Seiten. VI. Bändchen: 184 Seiten.

Es breitet sich hier eine Blumenflur vor uns aus, die in vielfacher Farbenmalerei wetteifernd schwelgt*). Castelli — wem wäre der edle und joviale Wiener Dichter nicht längst bekannt und befreundet? — sagt in dem Vorworte selbst davon: „Ich habe der Sammlung diesen Titel gegeben, weil ich überzeugt bin, daß die größte Mannigfaltigkeit im Inhalte, in der Tendenz und dem Vortrage darin herrscht. Das Grauenhafte wird mit dem Fröhlichen, die Vergangenheit mit der Gegenwart, das Märchenhafte mit dem wirklichen Leben abwechseln, und somit jeder Leser Etwas für seinen Geschmack darin finden. Damit er aber dieses auch sogleich erkenne und auffinde, habe ich sowohl gleich bei dem Titel jede Erzählung also bezeichnet, daß ihr Inhalt im Voraus errathen werden kann, als auch, theils zum

*) „Variis colorum picturis in certamen usque luxuriant.“ Plin.

Scherze, theils, um meinem Titel auch äußerlich sein Recht widerfahren zu lassen, jede Erzählung abgefordert in eine Farbe kleiden lassen, welche ihr homogen ist; wer also eben disponirt ist, eine fröhliche Erzählung zu lesen, wende sich nicht an eine in dunkle, sondern in lichte Farben gehüllte."

Man gewöhnt sich, obwohl unwillkürlich, doch nur allzuleicht, einen Schriftsteller nach den meisten seiner gelesenen Produkte einer Gattungsart einzuordnen, und so möchten wohl die Meisten von uns Castelli fast nur zu den komischen Dichtern zählen, hiermit aber seinem, übrigens unbestrittenen Talent allzuenge Schranken anweisen. Er selbst trägt hiervon die Schuld. Bereits im Jahre 1828 erschien eine seiner größeren Sammlungen: „Gedichte in niederösterreichischer Mundart.“ Die Tiefe der Anschauung, die Darstellung des Höchsten im schlichtesten Gewande, welche er bei dem herrlichen Hebel gefunden hatte, war für ihn Veranlassung geworden, auch in niederösterreichischem Dialekt einen Versuch zu machen, und wer die erwähnte Sammlung zu würdigen vermag, wird ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß die in jener Sammlung enthaltenen Gedichte — Naivetät, leichten Wit, Pändlichkeit, Unschuld und Frohsinn von selbst verstanden — einen Schatz von der tiefsten Empfindung, von Vaterlandsliebe und Treumüthigkeit, von zarter Rührung und hinreißender Kraft, in sich fassen. Die Stimme des Volks, die doch bei dem, was für dasselbe gedichtet worden, unbestreitbar für die erste zu achten ist, hat über den Werth dieser Dichtungen längst entschieden. Mehrere derselben, früher einzeln gedruckt, gingen aus Taschenbüchern und Zeitblättern in den Mund der Gebildeten, wie zu der Cithar und Harfe des Hirten und öffentlichen Harfners über, sie wurden mit dem glänzendsten Erfolg auf dem Hofburg-Theater deklamirt; eins derselben, bei der Genesung des damaligen Kaisers entstanden, traf so sehr das Gefühl der biederen Oesterreicher, daß der Dichter von dem Erlös des veranstalteten Abdrucks 1400 Gulden an das Blinden-Institut abliefern konnte; von der allverehrten Landesmutter und kaiserlichen Gemahlin ward dem Dichter die Gunst, ihr dieß Gedicht selbst vorlesen zu können, und der Erzherzog Johann genehmigte die Zueignung der ganzen Sammlung an ihn. Nach diesem allgemeinen Beifalle nun zu schließen, hätte Castelli darauf rechnen dürfen, auch von Seiten der Volksdichtung her in ganz Deutschland Ruhm zu erwerben, hätte er sich nicht selbst einer weitverbreiteten Beurtheilung entzogen und somit — ein im Poeten-Reiche wohl seltener Fall! — als Selbst-Ehren-Abschneider erwiesen.

Erstens dadurch, daß er, um auch den mundartlichen Schall des niederösterreichischen Dialekts anzudeuten, eine höchst schwierige Schreib- und Druckart für unerläßlich angesehen hat. Freilich, wer früher Hebel's und des weniger bekannt gewordenen Ignaz Felner's „alemannische Gedichte“ *) verstehen zu lernen sich bemüht hat, wem ein Gleiches bei den, von Ziska und Schottky herausgegebenen „österreichischen Volksliedern“ nicht eben schwer geworden, wird sich, mit Hülfe des vom Dichter beigelegten kleinen Idiotikons und sonstigen Unterrichts, in den Verstand auch hier zuletzt hinein- und seine Anstrengung reichlich belohnt finden; allein — wie Viele werden sich einem solchen Studium unterziehen? und ist reiner Dichtungs-Genuß auch nur bei der geringsten übrig bleibenden Schwierigkeit denkbar?

Hierzu kommt noch, — und dieß ist der zweite Punkt unserer Anklage, — daß unser Freund, obwohl nach dem Vorworte darum ersucht, nicht nur selbst eine Verdeutschung beizufügen für ganz unpassend gefunden, sondern auch eine Art Vaterfluchs darauf gelegt hat, wenn ein Dritter etwas dergleichen mit diesen seinen Bräuterkindern versuchte. Denn so müssen wir wenigstens, um nur eine leichtere Bannformel hier anzuführen, es verstehen, wenn er in Bezug auf diejenigen, welche Hebel'sche Gedichte in's Hochdeutsche übertragen haben, das Urtheil fällt, das heiße „Thau von den Blumen streifen.“ Immerhin sey im Allgemeinen ihm beige stimmt; indeß, wäre es besser, gar keine Veilchen und Rosen zu haben, kann man sie nicht pflücken mit der Thräne des Morgens beperlt? und haben wir nicht Friedrich Rochlig, als er „österreichische Volkslieder,“ auch uns verständlich, mittheilte **), dieß nicht innigst verdankt?

Sonach fürchten wir in Hinsicht der gerügten Selbstmörderi keine Injurienklage; ja wir haben uns dabei nur unseres unbestreitbaren Rechts bedient. Ob Castelli an Weiterverbreitung seines Namens etwas oder nichts liegt, das ist seine Sache; aber die unsere, daß uns nichts Schönes und Gutes, was dem lieben deutschen Lande angehört, sey es auch aus welchen Gauen es wolle, aus zu weit getriebener dichterischer Strenge entzogen werde.

Schließlich wünscht Referent noch seinen freundlichen Lesern das Vergnügen, welches ihm selbst zu Theil geworden ist, einige der vorzüglichsten oberwähnten Gedichte — „Da Baua bain Koasa saina Grängad“ — (der Bauer

*) Letztere: Basel, bei Samuel Fick. 1803.

**) Siehe Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ vom Jahre 1824. Seite 88 bis 100.

bei des Kaisers Krankheit) — „D'Ambrel'n“ (der Regenschirm) u. s. w. aus dem Munde des Dichters selbst oder eines seiner Landes- und Mundartsgenossen, z. B. hier in Dresden vom Herrn Hoffchauspieler Wächter zu hören. Dann wird ihnen, trotz des fremden Dialekts, wenig oder nichts unverständlich bleiben und sie werden mit dem, was wir im Obigen von diesen Gedichten gesagt, gewiß mit Freuden übereinstimmen. —

Wir kehren von dieser, vielleicht zu langen, doch zu Feststellung eines vaterländischen Dichter-Charakters dienenden, und daher diesen Blättern nicht unangemessenen Abschweifung, zu den anzuzeigenden „Erzählungen von allen Farben“ zurück, und bemerken nur noch, daß sie eine Sammlung von Castelli's Erzählungen, Novellen, Märchen und anderen Aufsätzen enthalten, welche von Zeit zu Zeit zerstreut in Taschenbüchern und Journalen erschienen, zum Theil einheimisch, zum Theil aus fremden Gärten verpflanzt, auch mit einigen noch ungedruckten vermehrt sind. Indes, auch von den sonach schon gedruckten sind dem Referent viele nicht bekannt, und werden es wahrscheinlich auch vielen Lesern nicht seyn, was denn immer als Beweis des noch keineswegs sehr lebhaften literarischen Verkehrs zwischen Oesterreich und Sachsen gelten kann.

Daß Castelli ergreifend, angenehm, launig und witzig erzählen kann, wäre überflüssig zu sagen, und so bezeugen wir nur, daß wir das, was wir im Anfange aus seinem Vorworte angeführt, durchgängig erfüllt gefunden haben. Und so mögen denn diese zierlichen, mit farbigen Blättern, von Rosenfarb bis zum Schwarz, durchschossenen, überdieß in Umschläge von Kongrevedruck gehefteten Bändchen angenehme Unterhaltung suchende Leser und Leserinnen für jetzt am Kamin ergötzen und bald in grünende Lauben sie begleiten!

F. Kind.

Pierrette von M. F. v. Balzac. Aus dem Französischen. Magdeburg, Bühler. 1840.

Ueber Balzac und sein Schriftstellertalent im Allgemeinen nichts! Darüber ist schon viel geschrieben worden. Wir haben es hier mit einem seiner Romane zu thun. — Wenn man sich durch die (eigentlich gar nicht zur Sache nothwendigen) genealogischen Birren über ein halbes Duzend bürgerliche Familien mit großer Mühe durchgearbeitet hat, dergestalt, daß man es dem Verfasser oder Uebersetzer zum höchsten Verdienst angerechnet haben würde, wenn sie diesen Roman mit genealogischen Tabellen versehen hätten; wenn man ferner die W. Scott'schen Beschreibungen von Thüren, Lampen,

Treppengeländer, Kommoden, Schürzen, Häubchen u. dgl. verbaut hat, und über die gerichtlich-konfusen finanziellen Verhältnisse der handelnden Personen im Unklaren geblieben ist: dann endlich gelangt man in der Hälfte des Buches zu dem wirklichen Roman, der aber eigentlich eine didaktische Erzählung ist, ganz besonders allen herz- und lieblosen Verwandten zu empfehlen, damit sie vor den möglichen Folgen ihrer Lieblosigkeit zurückschauern, sich in ihrer ganzen nackten Abscheulichkeit schauen, und sich bessern. Diese letzte Hälfte des Werkes, welche die Geschichte eines armen, von seinen reichen und lieblosen Verwandten bis zum Tode gemarterten Mädchens erzählt, und nebenbei die Unzulänglichkeit und den grausamen Indifferentismus des starren Gesetzbuchstabens zeigt, ist mehr werth, als Hunderte von modernen, poesiefchwangern Predigten, und verdiente, alljährlich ein Mal von der Kanzel abgelesen zu werden. — Aber eben wegen der erfreulichen Moral dieses Buches haben mich einzelne darin vorkommende lascive Stellen unangenehm berührt, und der sonst fleißige Uebersetzer hätte wohlgethan, dieselben zu streichen. — Die Uebersetzung ist bis auf einzelne stylistische Unebenheiten recht wacker; der Kontext für das weniger gebildete Publikum mit Fußbemerkungen versehen, was nicht zu verwerfen ist bei einem Werke, welches auch für solche Leser bestimmt ist, die da nicht wissen, daß (Seite 11) „Troubadours bekanntlich Sänger im Mittelalter“ waren. — Stieße man nicht zuweilen auf häßliche Druckfehler und krumme, verschobene Zeilen, so würde ich auch der buchhändlerischen Ausstattung ein unbedingtes Lob ertheilen. — Das Buch ist, besonders allen Leihbibliotheken, sehr zu empfehlen.

Die ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von R. Batornicki. Leipzig, S. J. Weber. 1841.

Ein Beitrag zu jener mysteriösen Literatur, welche die Goethe'sche Faust-Dichtung als ihre Mutter anzusehen gewohnt ist. Der Titel deutet auf ein Gegenstück zur Dante'schen Komödie hin; mir indes scheint das Produkt, (als dessen Quelle entweder ein mit der Welt zerfallener Dichter-Genius, oder die auf den Mystizismus gebaute Sucht des Aufsehens anzunehmen seyn dürfte,) eher ein Seitenstück zum Faust zu seyn. Zwei vereinigte Tendenztheile werden dem prüfenden Auge sichtbar: 1) der Kampf des poetischen Lebens-Elementes mit dem prosaischen, zum geistigen Siege des erstern; 2) der Kampf des aristokratischen Prinzips mit dem demokratischen, zum materiellen Siege des letztern. — Champagner-Poesie, aber Fülle von Poesie, in größt-

möglichst zerrissener dramatischer Form! — Das Vorwort des Uebersetzers nennt das Werk eine „gewissermaßen räthselhafte Erscheinung,“ vielleicht sollte es das seyn! Eine vollständige Kritik, welche der Uebersetzer in seinem Vorworte aufruft, wird hier durch das Gebot der Räumlichkeit verneint; doch wäre ich gern dazu erbötig, da dergleichen Produktionen als literarische Extreme die Kritik ganz besonders in die Schranken rufen. — Die Uebersetzung bedurfte des Entschuldigungswortes der Vorrede nicht: sie ist deutschsprachlich so gut, daß sie als deutsches Original unaufgehalten passen kann. — Der Ausstattung von Seiten der Verlags- handlung gebührt alles Lob.

W. Held.

Die große Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Herausgegeben von Karl Grose. Mit Plan von Leipzig. Leipzig, Polet. 1841. gr. 8. 80 Seiten.

Es ist dies, wie auch auf dem Titel bemerkt, ein Bruchstück aus dem größeren Werke des Verfassers, Geschichte der Stadt Leipzig, welches in Nummer 55, Jahrgang 1840 dieser Blätter, bereits mit dem verdienten Lobe angezeigt worden ist, das also diesem Abschnitte, wobei dem Verfasser Selbsterfahrung und die reichsten Hülfsmittel zur Seite standen, um so mehr gebührt, als auch gebrängte Kürze diese Schilderung empfiehlt.

J. H. Hell.

Fortsetzungen.

Lebensbilder aus Dänemark, in Novellen und Erzählungen von Karl Bernhard. Sechster Band: „Der Kinderball.“ Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1841. 218 Seiten. 8.

Der Verfasser will in der vorliegenden Erzählung: „der Kinderball,“ zeigen, wie die Neigungen des erwachsenen Menschen oft nur Reflexe des Kinderlebens sind, oder wie das große, ernste Leben der Erwachsenen sich auf einem Kinderballe gleichsam in einem Verkleinerungsglase abspiegelt. „Dieselben Leidenschaften, dieselben Ränke, dieselbe Koketterie, die dem Ball der Erwachsenen eigenthümlich sind, finden sich auch auf einem Kinderballe.“ Zugleich stellt aber auch der Verfasser die Frage auf, ob nicht ein Kinderball eben so gut ein Ball der Erwachsenen im Vergrößerungsglase sey? „Denn,“ sagt der Verfasser, „die Gefühle der Kinder treten gewaltsamer hervor, weil sie frischer sind u. s. w.“ Dies

die Hauptgedanken des Buches. Der Verfasser vernichtet durch dieses Raisonnement die reine Gemüthlichkeit der Kinderwelt und zeichnet nur eine Degeneration derselben. Alle handelnden Personen des Romans, vielleicht nur das reine Lieschen ausgenommen, sind keine Kinder, sondern Zerrbilder von Kindern. Daß aber der Verfasser tiefe Blicke in die Kinderseelen geworfen hat, können wir nicht unerwähnt lassen. Auch herrscht eine Anschaulichkeit und Lebendigkeit in seiner Darstellung, daß wir dadurch leicht verleitet werden, diesen oder jenen Zug eines Kindes für psychologisch, für natürlich gezeichnet zu halten, der bei näherer Betrachtung zur Unnatürlichkeit wird. Oft scheint der Verfasser wirkliche Erlebnisse zu schildern. Die Charaktere, die uns besonders angesprochen haben, sind: Emilie, die Freundin Lieschen's, Restel, der nachherige Gemahl Lieschen's und Lieschen selbst, offenbar der schönste Charakter des Buches. Auch Scholler und Palmer, von denen der letztere Emilien's Jugendliebhaber ist, sind gut gezeichnet. Der Schluß des Buches aber ist unbefriedigend. Lieschen stirbt im Wahnsinn, ohne daß wir ihren Tod gerächt sehen. Ihre Verfährerin Emilie verschwindet ohne weitere Nachricht. Scholler, der Lieschen's Tod durch die brennenden Küsse veranlaßt, die er ihr während der Abwesenheit ihres Mannes aufgedrückt hat, läuft Emilien nach oder vielmehr ihren schöngeformten Füßchen, die sie beim Schneegestöber entblößt, und verschwindet ebenfalls. Demohngeachtet glauben wir das äußerlich schön ausgestattete Buch zur Unterhaltung bestens empfehlen zu können.

Adolf Bube.

J. J. Rousseau's sämtliche Werke. Uebersetzt von C. Grose und M. J. G. Hanschmann. 2. Band. Leipzig, 1841. Bei Ludwig Schreck.

Diese billige, elegante, zweckmäßige und zeitgemäße Uebersetzung von J. J. Rousseau's Werken schreitet zwar langsam, aber in gebiegener Behandlung fort. Alles was in Nr. 54, des vorigen Jahrganges, zum Lobe derselben gesagt wurde, gilt auch für diesen Band, der den zweiten Theil des „Emil“ enthält; hinsichtlich der Sprache aber verdient dieser Band vor dem ersten sogar den Vorzug, denn während dieselbe mit gleicher Treue Geist und Wort des Originals festhält, hat sie an Gewandtheit und Gefälligkeit des Ausdruckes gewonnen. Diese freundliche Ausgabe des trefflichen Rousseau sollte in keiner gebildeten Familie fehlen.

R. Blum.